

## André Szabolcs Szelp: Das Buch und sein Leser (Könyv és olvasója)

Ich wusste schon immer, dass der wichtigste Abschnitt meines Lebens meine Jugendjahre waren, also die fünfziger Jahre und am ehesten noch die zweite Hälfte davon. Es schien mir unfassbar, was aber dennoch Wirklichkeit war, nämlich dass Literatur, ebenso wie Geographie oder Verfassungslehre oder Chemie ein Fach war, das benotet werden konnte. Ich war ein leidenschaftlicher Leser und wir hatten viele Bücher zuhause. Wenn ich sage, dass mich vor allem Gedichte interessiert hätten, so formuliere ich ungenau; Gedichte, ebenso wie die Musik erleuchteten mein *groß angelegtes* Leben. Die Dichtung von Ady und Baudelaire, aber selbst Verlaines und Rimbauds skandalöses Leben galten für mich als ein zu befolgendes, selig machendes Vorbild, obzwar ich über die Natur ihrer Ausschweifungen selbstverständlich nicht die leiseste Ahnung hatte. Liebesgedichte schrieb ich in der von mir vorgestellten Manier Adys and Léda, und noch hatte ich mich nicht entschieden, ob ich jung sterben wollte oder lieber *so alt* wie Ady. Im Alter von elf Jahren unternahm ich einen zaghaften Versuch, meinem Leben ein Ende zu setzen, und es kam mir gerade gelegen, dass ich meinen kleinen Bruder, dessen Aufsicht mir aufgetragen worden war, auf dem Spielplatz verloren hatte; während ich aber die Wogen der Donau beäugelte, wurde ein Mann in Perlonsocken auf mein Heulen aufmerksam, nahm mich an der Hand und führte mich nach Hause.

Drei Jahre später kam ich für eine kurze Zeit ins Kindersanatorium. Ich nahm *Die Bekenntnisse* von Rousseau und das Buch József Halasy-Nagys, den *Kleinen Spiegel der Philosophie* mit mir. Ich verstand wenig davon, aber ich bevölkerte das Krankenzimmer mit Philosophen und Dichtern anstatt mit Kindern, und mit ihnen besprach ich die gewichtigen Fragen des Lebens. Die Erkenntnis, wonach das Praktizieren der Dichtkunst lebensgefährlich sein kann, traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ebendort. Ich hatte nämlich meine „Gedichte“ bei mir, deren politisches Risiko ich bislang nicht bedacht hatte. Als aber ein Mädchen mit strahlenden Augen mir erzählte, dass ihr Bruder beim ÁVÓ<sup>1</sup> so viel zu verhören und zu foltern hätte, dass er „förmlich daran zugrunde ginge“, weil es schrecklich viele Feinde gäbe, wurde mir bewusst, dass meine „Lieder“ an die ihre nationale Unabhängigkeit verfechtende Ungarn wahrscheinlich als Verhetzung gelten würden. Vor lauter Todesangst bekam ich Fieber und ich wurde einer Injektions-Behandlung unterzogen.

Die Dichtkunst und die Philosophie mit ihrer unbestechlichen Sprache waren für mich die Fleisch gewordene Freiheit selbst. In den Wogen der wirren Ausdrucksweisen und der in sprachlicher Unwissenheit und in Salopperie geborenen Äußerungen von Radio- und Fernsehreportern und -Experten ertrinkend gerate ich selbst heute noch in Atemnot, und ich muss mich vergewissern, dass es noch Gedichte und Romane gibt; ich muss das eine oder das andere Buch vom Regal nehmen, ich muss es aufschlagen und meine Finger, wie Thomas in die Wunden Christi, hineinbohren, um mich zu vergewissern: Ja, er lebt, das ist er: das ist Arany, das ist Ady, das ist Dostojewski.

In 1962 war ich als Spanischstudent im letzten Studienjahr in Kuba, und ich kam gerade zum bestmöglichen Zeitpunkt zu einer Buchhandlung in Havanna. Es ist

<sup>1</sup> Abteilung für Staatsicherheit der Ungarischen Staatspolizei, später Behörde für Staatssicherheit; die ungarische „Stasi“.

gerade eine Lieferung Bücher angekommen: Dramen klassischer Autoren, gedruckt mit blasser Farbe auf Papier von schlechter Qualität, weiters ein paar in Spanien herausgegebene Aguilar-Bände in Ledereinband, auf Bibelpaper. Unter den Menschen, die in immer größeren Strömen ankamen, breitete sich eine gewaltige Aufregung aus, und ich stellte mich ebenfalls an, wenngleich mit einem vagen Unbehagen, als ob ich Hungernden ihre Kopfration wegfräße, denn was für mich als eine Pflichtlektüre galt, hätte ihnen vielleicht Kraft für die langen, dünnen Jahre geben können.

Ich habe aber auch ein zerlesenes Büchlein mit vergoldetem Rand und zerschlissenem Deckel, das Aphorismen von José Martí enthält, das ich nicht gekauft, sondern geschenkt bekommen habe. Es war das Geschenk eines mit mir ungefähr gleichaltrigen jungen Mannes, für den sich von ihm zu trennen großen Schmerz bereitet haben muss, ist doch Martí der Petöfi Kubas, der „Apostel der Nation“, dessen Zeilen über die Freiheit und Unabhängigkeit seines Volkes mir jedoch nicht viel bedeuten. Ich traue mich dennoch nicht, das kleine Buch, das unter die Bücher mit Standardgröße sich nicht einordnen lässt, wegzuschmeißen, weil ich das Gefühl habe, dass der vor sechsunddreißig Jahren kennengelernte junge Mann – der seitdem alle möglichen Sprachen mit größtem Fleiß erlernt, der, zum Beispiel, alle Werke von Kim Il Sung übersetzt hatte, und vielleicht eben an dieser Arbeit erblindet ist – dies in der weiten Ferne spüren würde, wodurch er die Last seiner Blindheit noch schwerer ertragen könnte.

Neben den Aphorismen, unter den Büchern unregelmäßigen Formates liegt auch ein anderes Werk, eine Volksmärchensammlung vom Anfang des Jahrhunderts, das den Rundstempel des Landes-Casinos trägt. Nach dem Krieg hatte man mich gemeinsam mit meiner Schwester auf einen Bauernhof gebracht, damit wir viel Milch tranken und gute Luft atmeten. Am ersten Morgen unseres Bauernhofaufenthaltes musste ich aufwachen, um zu merken, dass unsere Eltern abgereist waren und dass wir in der Fremde alleingelassen wurden. Es gab dort jedoch eine alte Frau, von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, die unzählige Märchen kannte, und ihre Geschichten so treu wiedergeben konnte, dass ich mir sicher war, sie muss dabei gewesen sein, als sie vorgefallen waren. Das Märchen, das mir am meisten in Erinnerung blieb, handelt von einer Königin, die goldgelockte Zwillingssöhne gebar, die aber von einer bösen, alten Hexe gegen Hundewelpen ausgetauscht worden waren, weswegen der König, der aus der Schlacht zurückgekehrt ist, seine Frau bis zur Hüfte in die Erde eingraben ließ. Ich wurde von der wendungsreichen Geschichte, von der himmelschreienden Ungerechtigkeit, die der Königin widerfuhr, von der mit nichts zu vergleichende Sprache dermaßen gefesselt, dass ich bald das ganze Märchen Wort für Wort kannte. Dann kamen unsere Eltern, ebenso plötzlich, wie sie abgereist waren, um uns zu holen. Die Zeit verging, und eines Tages brachte mein Vater, der in einer Bibliothek gearbeitet hat ein paar von den zu vernichtenden Büchern nach Hause. Darunter fand ich auch die Volksmärchensammlung von Elek Benedek, und zu meiner größten Freude auch die obige Geschichte. Seither weiß ich, dass Bücher das Mittel gegen das Vergessen sind.

(Aus dem Ungarischen von André Szabolcs Szelp)